Hinweise auf Bücher

Leonardo, Goya, van Gogh auf der Couch

cfb. Im Alltag eines Psychoanalytikers sind Genies selten. Die postume Diagnose bei einem selbstgewählten Favoriten mag da nicht nur eine glückliche Ersatzhandlung bedeuten, sie ist ungefährlich und kann darüber hinaus anderen Forschungsbereichen bisweilen sogar Impulse vermitteln. Anton Neumayr, Mediziner, Verfasser einer Trilogie über Musik und Medizin und einer Studie über Diktatoren im Spiegel der Medizin, hat sich in seinem neuesten Buch der bildenden Kunst verschrieben. Seine Wahl fiel auf Leonardo da Vinci und Vincent van Gogh, über die bereits eine fast unübersehbare Zahl medizinischer Studien existiert, und auf Francisco Goya, den bis jetzt vor allem Kunsthistoriker und Historiker beansprucht haben. Schwerpunkt der Studie, die die drei Künstler einzeln untersucht und auf Quervergleiche verzichtet, ist jeweils eine biographische Anamnese. Ein schwieriges Unterfangen bei Goya, wo der Autor angesichts der wenigen, unzuverlässigen Dokumente über die Krankheiten des Künstlers eine Analyse der künstlerischen Arbeit ins Zentrum stellt. Einfacher dort, wo die Quellenlage gut ist: bei Leonardo, der viele persönliche Aufzeichnungen hinterliess, und bei van Gogh, dessen Briefe bekanntlich einem Selbstbedienungsladen gleichen, in dem sich jeder holt, was er braucht. Allerdings entsteht gerade bei ihm der Eindruck, dass der Untersuchung im wesentlichen Matthias Arnolds Biographie (1993) – die einige ergiebige Quellen erstmals publiziert – zugrunde liegt, aber kein eingehendes Studium der Briefeditionen. Spannend ist das Buch dennoch, denn Neumayr versteht es, Zusammenhänge zwischen künstlerischem Schaffen und körperlicher wie seelischer Befindlichkeit aufzuzeigen, er diskutiert frühere Diagnosen und stellt ihnen seine eigenen entgegen – und einige Mythen werden durch klare medizinische Argumente erfrischend erledigt.

Anton Neumayr: Kunst und Medizin. Leonardo da Vinci, Francisco Goya, Vincent van Gogh. Pichler-Verlag, Wien 1996. 352 S., Fr. 62.–.

Vom Bilderstürmer zur Ikone

U. Sm. Es gibt Menschen, deren Lebensweg unglaublicher verlaufen ist, als es die kühnste Dichterphantasie ersinnen könnte. Zu ihnen gehört zweifellos *Maxim Gorki* (1868–1936), der vom vagabundierenden Gelegenheitsarbeiter zum umjubelten Staatsdichter der Sowjetunion aufgestiegen ist. Gerade für das ausgehende 20. Jahrhundert, das über ein geschärftes Sensorium für die Verführbarkeit der Kunst durch die Politik verfügt, stellt der Fall Gorki ein facettenreiches Studienobjekt dar. Die nun auch auf deutsch vorliegende Gorki-Biographie des norwegischen Russisten Geir Kjetsaa – sie enthält leider einige Übersetzungsfehler und philologische Ungenauigkeiten – zeichnet das ambivalente Verhältnis des Dichters zur Sowjetmacht nach und stützt sich dabei auch auf unveröffentlichte Dokumente. Allerdings kommt hier wenig Neues ans Licht: Seit geraumer Zeit ist bekannt, dass Gorki sich die politische Bedenklichkeit seiner Rolle zumindest zeitweise ins Bewusstsein rief – Lenin schob den unbequemen Zeitgenossen ins ferne Italien ab. Stalin überhäufte ihn mit Geschenken und Ehren. Es ist schade, das Kjetsaas Biographie mit Gorkis Tod abbricht und auf eine Darstellung der weiteren Kanonisierung des Arbeiterdichters in Sowjetrussland verzichtet. Hier – und nicht in der erneuten Aufbereitung der biographischen Tatsachen – wären interessante Erkenntnisse über die Mechanismen der Verstaatlichung der Literatur zu gewinnen gewesen.

Geir Kjetsaa: Maxim Gorki. Eine Biographie. Aus dem Norwegischen von Ingrid Sack. Claassen-Verlag, Hildesheim 1996. 448 S., Fr. 62.–.

Journalistische Gesamtunfälle

upj. Als «Studien zu Geistesleben» wollen Eckhard Henscheid, Gerhard Henschel und Brigitte Kronauer ihre dickleibige Auflistung von kulturellen «Missverständnissen» aller Art verstanden wissen. Zur Aufmunterung des Lesers sind dem Band kleine Motti vorgegeben – aus Wagners Meistersinger schallt uns «Wahn! Wahn! Überall Wahn!» entgegen; ein Herr Eilert dekretiert illusionslos, dass sich «der Verdacht auf Unfug zur Annahme» verdichten müsse. In der Tat ist ein Leben in und mit Kultur nur so gepökelt mit Unfug und Missverständnissen. Wer sich gerne mit den Fehlern anderer beschäftigt, kann hier wahrlich ein schönes Fuder an hochkarätigem Schwachsinn einfahren. Zur Einstimmung werden erst einmal die Mitscherlichs auf die Schippe genommen; das Urteil: «schauderhaftes Deutsch» sowie die «Unfähigkeit zu definieren». Es folgen journalistische und schriftstellernde «Gesamtunfälle» sonder Zahl – denn wer weiss denn noch *wirklich*, wovon er eigentlich redet? Ganz besonders schöne Blüten finden sich im Kapitelchen über die «Psychoanalyse oder: Aus dem Zentrum der Begriffsverwirrung». – Hatte nicht Freud schon angedeutet, dass Kultur selbst ein Missverständnis sei?

Eckhard Henscheid/Gerhard Henschel/Brigitte Kronauer: Kulturgeschichte der Missverständnisse. Reclam-Verlag, Stuttgart 1997. 589 S., Fr. 49.80.

Österreich und Deutschland

P. S. Aus den beiden deutschen Nachkriegsstaaten ist einer geworden, und die Republik Österreich ist 1995 der Europäischen Union beigetreten. Beide Existenzen sind gefestigt, unbestritten. Vielleicht gerade deshalb gibt das Verhältnis der Nachbarn gleicher Zunge wieder zu schreiben – nicht mehr, wie noch vor wenigen Jahren, einseitig, aus deutscher Sicht Österreich vereinnahmend oder aus österreichischer Perspektive germanophob. Im Sammelband «Ungleiche Partner?» schlagen vorab jüngere, aber auch etablierte Historiker aus Deutschland (u. a. Thomas Brechenmacher, Immanuel Geiss, Franz Müller, Rainer F. Schmidt) und Österreich (u. a. Dieter A. Binder, Michael Gehler, Lothar Höbelt, Manfried Rauchensteiner) sowie ein US-Amerikaner (Evan Burr Bukey) mit 23 Aufsätzen einen Bogen vom Wiener Kongress zu den integrationspolitischen Konzeptionen der BRD, der DDR und Österreichs nach 1945. Einen Bogen, auf dem sich nicht alle, aber viele bedeutende gemeinsame historische Bezugspunkte beider Länder wiederfinden: Revolution 1848/49, Ausgleich und Reichsgründung, Allianz vor 1879, Erster Weltkrieg, Zwischenkriegszeit, deutsche Herrschaft in Österreich, Nachkriegszeit. Ihr Ziel, nationalstaatlich ausgerichtete, mit Stereotypen beladene gegenseitige Wahrnehmungsmuster zu überwinden, haben die Herausgeber zu einem grossen Teil erreicht. Viele Aufsätze werden dem Anspruch gerecht: Ihre Autoren vermitteln

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG